

Adrian Razvan Sandru

Übermaß und Widerstand

Zum Begriff einer dynamischen
Erfahrung



J.B. METZLER

Übermaß und Widerstand

Adrian Razvan Sandru

Übermaß und Widerstand

Zum Begriff einer dynamischen
Erfahrung



J. B. METZLER

Adrian Razvan Sandru
Champalimaud Center for the Research of the
Unknown
Lisboa, Portugal

Diese Dissertation wurde von der Philosophischen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen im Juni 2020 angenommen. Adrian Razvan Sandru war Promotionsstipendiat der CusanusWerk Stiftung.

ISBN 978-3-662-62567-5 ISBN 978-3-662-62568-2 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-662-62568-2>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer-Verlag GmbH, DE, ein Teil von Springer Nature 2021

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Carina Reibold

J.B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Danksagung

Ich möchte mich hiermit für die sorgfältige und bereichernde Betreuung von Herrn Prof. Dr. Johannes Brachtendorf und Herrn Prof. Dr. Ulrich Schlösser bedanken. Ihre Ratschläge und Leitung waren mir bei der Entwicklung der vorliegenden Arbeit eine unabdingbare Unterstützung.

Ich bin weiterhin den TeilnehmerInnen vom Prof. Brachtendorfs Doktorandenkolloquium und vom Prof. Schlössers Oberseminar sehr dankbar. Die Diskussionen rund um meine Doktorarbeit und ihr kritisches Feedback haben viel zu der Gestaltung meiner Dissertation beigetragen. Eine weitere wertvolle Unterstützung waren die regelmäßige Gespräche rund um Phänomenologie innerhalb des Phänomenologischen Kolloquiums, eine Veranstaltung geführt von Dr. Niels Weidtmann vom Forum Scientiarum (jetzt CIIS), Tübingen.

Besonders dankbar bin ich meinen Eltern, meiner Frau, meiner Familie sowie allen meinen FreundInnen gegenüber für die bedeutungsvolle Unterstützung während meiner Promotion. Eine unerlässliche Hilfe für meine Promotion war ebenfalls die geistliche und finanzielle Förderung von der CusanusWerk Stiftung.

Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist ein systematischer Versuch, eine Brücke zwischen der transzendentalen Philosophie Kants und der Gegebenheitsphänomenologie Jean-Luc Marions zu spannen, wobei der Ansatz einer dynamischen Konstitution der Erfahrung vertreten wird, in welcher die kognitiven Strukturen des Subjektes im Dialog mit erlebten Phänomenen sich an ihre Auffassungsmöglichkeiten anpassen. Damit ist die Beschreibung einer dialogisch-dynamischen Erfahrung beabsichtigt, welche die hermeneutischen und spontanen Leistungen des Subjektes anerkennt sowie Raum für eine Autonomie phänomenaler Manifestierung macht, d. h., dass die Phänomene die Bedingungen ihrer eigenen Auffassung durch ein erkennendes und reflektierendes Subjekt mitgestalten. Dabei werde ich die reflektierend-teleologische Struktur der Erfahrung bei Kant als Hinweis dafür auslegen, dass die Transzendentalität des Subjektes als eine dynamische verstanden werden soll, d. i. als eine dialogische, welche sich immer wieder in der Welt und in Antworten auf der Welt befindet. Dementsprechend wird hier der Fokus auf ein Subjekt gesetzt, welches hauptsächlich reflektierend tätig ist und dabei *an sich arbeitet* – d. h. an seinem erkennenden Vermögen, um sich einem breiten Spektrum phänomenaler Möglichkeiten aussetzen zu können. Mein Ansatz wird daher für eine aktive Passivität des Subjektes argumentieren, wobei die Empfänglichkeit des Subjektes mit seinen Fähigkeiten zur Reflexion eng zusammenhängt. Obwohl ich mich auf der transzendentalen Philosophie Kants und auf Marions Gegebenheitsphänomenologie basiere, fungieren die zwei Philosophen hier eher als Steinbrücke für die Entwicklung meines eigenen Ansatzes.

Dieser systematische Ansatz entspringt der historischen Motivation, interne Spannungen der Phänomenologie Jean-Luc Marions bezüglich der Hermeneutik des Gegebenen zu lösen sowie eine Untersuchung und Rehabilitierung der

Kant'schen Gedanken zu den ästhetischen und affektiven Dimensionen der Erfahrung zu unternehmen. Die Untersuchung dieser zwei Denkrichtungen, nämlich im Kontext von übermäßigen Erfahrungen, hat sich als hermeneutisch fruchtbar erwiesen. Die Behandlung der historischen Motive steht im Hintergrund meines systematischen Ansatzes, wobei ich für eine dynamische Erfahrung und Subjektivität argumentiere. Mein Ansatz einer dialogischen Erfahrung soll sowohl die Möglichkeit übermäßigen Erfahrungen als auch die Fähigkeit erfahrenden Subjekten erklären, übermäßige Erfahrungen zu navigieren sowie in Dialog mit diesen Erfahrungen neuen Denkmöglichkeiten und sozial-affektiven Änderungen gegenüber offen zu bleiben. Solch einer Ansatz ist nicht nur für den philosophischen Diskurs wichtig, sondern auch für aktuelle, komplexe Sachverhalte wie Migration, Pandemien, oder internationale politische Konflikte. Der Ansatz liefert nämlich die Beschreibung einer flexiblen und inklusiven epistemischen Einstellung, die Raum für Dialog in der Begegnung mit unerwarteten und überfordernden Situationen schafft.

Ich möchte im Folgenden kurz die historischen Anliegen dieser Arbeit darstellen.

Problemstellung

Einer der Zwecke meiner Arbeit ist es, die Rolle des Subjektes in Marions Phänomenologie zu untersuchen und für die Möglichkeit einer Hermeneutik in Gegebenheitserfahrungen anhand von Marions Lektüre von Kants Kategorienlehre zu argumentieren. Das Subjekt und seine hermeneutische Rolle machen den Hauptgegenstand der Kritiken an Marion aus, und zwar formulieren diese genauer, dass Marion die Hermeneutik der Gegebenheit entweder nicht thematisiere oder diese auf eine unzureichende Art und Weise in seine Werke integriere. Diesbezüglich führt Jean Greisch (1991, s. 45 ff.) in Bezug auf Marions *Reduction et donation* aus, dass Gegebenheit immer eine Hermeneutik erfordere. Er behauptet, dass Gegebenheit nur erfahren werden könne, wenn sie als eine solche interpretiert werde. Ihm zufolge versäumt Marion diesen Aspekt in seiner Phänomenologie, weil er sich für ein passives Subjekt entscheidet, welches lediglich die Aufgabe hat, das Gegebene so zu empfangen, wie es sich gibt, d. i. ohne Interpretation. Jean Grondin (1999) setzt den Ansatz Greisch' fort und behauptet – basierend auf Heidegger, Sellars und Derrida –, dass das Gegebene allein innerhalb eines intentionalen Feldes empfangen werden könne, also innerhalb eines Netzwerkes von allen möglichen Modalitäten, in denen sich das Subjekt auf ein gegebenes Phänomen beziehen kann (s. 552). Ihm zufolge ist eine interpretative Ebene

jeder Phänomenologie inhärent, da diese allein das Gegebene und den Bezug auf das Gegebene möglich macht, indem das Subjekt etwas immer *als* etwas, d. i. immer interpretativ, wahrnimmt. Sowohl Grondin als auch Greisch behaupten also, dass die Hermeneutik der Gegebenheit vorrangig und eine Bedingung der Phänomenologie sei. Sie weisen beide auf Derrida hin, der dafür argumentiert hat, dass die Bedingungen der Möglichkeit einer reinen Gegebenheit gleichzeitig die Bedingungen ihrer Unmöglichkeit sind: Reine Gegebenheit (oder *différance* für Derrida (1968)) kann sich nur als Bedingung von individuierten Gegebenen (*différence* mit Derrida) geben, entzieht sich aber dabei der phänomenalen Manifestierung. Ein zusätzliches Argument findet sich bei Richard Kearney (2004, s. 16 ff.), der darlegt, dass das Gegebene von dem Kontext seiner Rezeption und von der Sprache abhängig sei. Damit legt er also interpretative Bedingungen der Gegebenheit fest.

Diese Vorwürfe sind m. E. zutreffend, obwohl ich demgegenüber auch der Meinung bin, dass Marion schon in *Gegeben sei* das Potenzial einer Hermeneutik anspricht¹ – obwohl nicht vollständig artikuliert –, welches erst in *In Excess* zu einer klaren Formulierung kommt. Hier führt er nämlich den Begriff der unendlichen Hermeneutik als Antwort auf die oben genannten Einwände ein. Die unendliche Hermeneutik behauptet, dass das Gegebene dank seiner phänomenalen Reichhaltigkeit eine kontinuierliche und fortdauernde Interpretation brauche.

Dagegen argumentiert Shane Mackinlay (2010, s. 218), dass Marions unendliche Hermeneutik eine umgeformte Hermeneutik sei, die nur auf schon beendete Ereignisse anwendbar sei. Basierend auf Heidegger führt er vor, dass die Hermeneutik immer am Spiel ist, auch während der Entfaltung eines Geschehnisses. Ich stimme hier mit Mackinlay überein, und zwar bin ich der Meinung, dass die unendliche Hermeneutik eines weiteren interpretativen Schrittes bedarf, welcher die Erfahrung des Subjektes während der Entfaltung eines Ereignisses erklären kann. Dieser Schritt wird von mir als ein kognitiver Widerstand dem Gegebenen gegenüber beschrieben, welcher im (gescheiterten) Versuch des erkennenden Subjektes besteht, das Gegebene begrifflich zu bestimmen (Teil III).

Mein Vorschlag berührt auch einen zweiten Punkt Mackinlays gegen Marion, und zwar, dass der Mangel an Hermeneutik zu einem Subjekt führe, das völlig passiv und als solches mit Phänomenologie inkompatibel sei (2010, s. 217). Lorenz Puntel (2013, s. 87 ff.) spricht ebenfalls die Natur des Subjektes an und behauptet, dass Marion in einem dualistischen Verständnis von Phänomenalität gefangen bleibe, indem er die Subjekt-Objekt-Beziehung einfach umkehren

¹Vor allem als Reduktion, als subjektiver Widerstand dem Gegebenen gegenüber und als Rufproblematik.

habe und dabei das Objekt zu einer metaphysischen Autorität gemacht habe, welche das Subjekt konstituiert. Puntels Kritik werde ich in dieser Arbeit folgenderweise aufgreifen: Wenn wir mit Kant den kognitiven Widerstand einem Gegebenen gegenüber als inhärenten Schritt der Erfahrung dieses Gegebenen verstehen, dann können wir das Objekt und das Subjekt als Seiten ein und derselben sich im kognitiven Widerstand entfaltenden Erfahrung verstehen, ohne eine metaphysische Differenzierung zwischen Objekt und Subjekt zu setzen.

Adam Miller (2008, s. 18 und 65 ff.) interpretiert Marion in einem positiveren Licht und behauptet einerseits, dass Marion innerhalb einer phänomenologischen Immanenz dadurch bleibe, dass er die Gegebenheit anhand seiner strikten Reduktion der Transzendentalien (Ursache und Wirkung) der Immanenz gleichsetze. Allerdings behauptet Miller weiter, dass Marions strenge Reduktion das Subjekt der Erfahrung selbst aufhebe und es dementsprechend als völlig passiv bestimme. Mit Miller lässt sich formulieren, dass die immanente Gegebenheit wegen der völligen Passivität des Subjektes unerfahrbar bleibt, wenn keine erfahrene Instanz mehr vorhanden ist. Es kann hier mit Marlene Zarader (2003, s. 110, 114) zuge-spitzt werden, dass das mit einem phänomenologischen Programm nicht vereinbar ist, weil Gegebenheit sich den Bedingungen ihrer Manifestierung vor einem Subjekt hingeben muss, um überhaupt erfahrbar zu sein. Wenn das nicht der Fall ist, bleibt die Gegebenheit bloß eine Potentialität.

Dieser kurze Überblick über die Einwände gegen Marion zeigt, dass er die Frage nach der Hermeneutik der Gegebenheit zumindest teilweise unbeantwortet lässt. Dies verdankt sich m. E. der mitunter vagen und metaphorischen Beschreibung des Subjektes. Er beschreibt nämlich in *Gegeben sei* und in *In Excess* das Subjekt als Prisma oder Bildschirm, worauf Gegebenheit sich in ihrem ganzen Spektrum entfalten und manifestieren könne. Das Subjekt fungiert hier als Medium der Manifestierung, welches wegen seiner widerstehenden Eigenschaften das Gegebene zur Sichtbarkeit bringe: Ein Prisma kann z. B. das Spektrum von Licht aufzeigen, da es einen adäquaten Refraktionsindex hat, d. i., das Medium hat eine Dichte und leistet dem Licht Widerstand, welcher das Aufscheinen des Lichtes auch bestimmt. Ähnlich kann ein Bild auf einem Bildschirm nur deswegen erscheinen, weil der Bildschirm den auf ihn projizierten Lichtstrahlungen widersteht und ihnen dabei ein Manifestierungsmedium/Hintergrund gibt.

Dieser Begriff deutet die Möglichkeit einer interpretativen Aktivität des Subjektes an, erklärt sie aber nicht deutlich und hinreichend. Abgesehen von den bildlichen Beispielen bleibt nämlich unklar, wie Widerstand Gegebenheit sichtbar machen kann, ohne ein inerter bzw. passiver Hintergrund der Erscheinungen zu werden. Die sich hier anschließende Frage lautet in meinen Augen: Was leistet eigentlich das Subjekt im Widerstand? Zu diesem Zweck ist es nötig, wie

Zarader (2003) richtig bemerkt, die Beziehung zwischen Gegebenheit und ihrer Manifestierung für ein Subjekt näher zu untersuchen.

Ich werde diese hermeneutischen Probleme Marions von einem Kant'schen Standpunkt aus ansprechen. Genauer verbinde ich dafür Marions hypothetische Sättigung der Kategorien² Kants mit Marions Begriff vom Widerstand aus *Gott ohne Sein, Banalität der Sättigung, In Excess*, und *Givenness and Revelation*, um die reflektierende und somit aktive Rolle des Subjektes klar zu machen. Meine Kant'sche Interpretation von Marion und mein Versuch, aus dieser Auseinandersetzung den eigenen systematischen Ansatz zu bauen, basieren auf folgenden Gründen:³ Erstens beschreibt Marion Sättigung und Gegebenheit in *Gegeben sei* und *In Excess* anhand der Aufhebung der Kant'schen Kategorien. Zweitens kritisiert Marion die Priorität, die das Subjekt in Kants Philosophie hat, und bezeichnet diese als den Hauptgrund der Bestimmung von Phänomenen als bloße Objekte in der tradierten Philosophie. Diese Bestimmung schließt ihm zufolge gewisse Bereiche der Erfahrung aus. Drittens entwickelt Marion sein Verständnis der unendlichen Hermeneutik in Anlehnung an Kant u. a. Die Hermeneutik der Gegebenheit und vor allem von Sättigung beschreibt Marion in Bezug auf Kants regulative Ideen. Dabei handelt es sich um Begriffe von Totalität, welche keine empirische bzw. anschauliche Aktualisierung finden können, die aber nichtsdestotrotz unserer Erfahrung Systematik auf eine teleologische Weise verleihen. Das geschieht durch unendliches Urteilen, das an diesen Totalitätsbegriffen orientiert ist. Ein solcher Prozess vom Urteilen *ad infinitum* gelangt zu keiner Erkenntnis oder Bestimmung, sondern urteilt über seinen Gegenstand (die Seele, die Welt als Ganzes usw.), *als ob* dieser zur Erkenntnis werden könnte. Marion möchte dies phänomenologisch übersetzen, indem er 1) die Ideen durch Phänomene der Erfahrung als Auslöser solcher unendlichen Interpretationsvorgänge ersetzt und 2) die Phänomene als reichhaltige Ereignisse beschreibt, welche sich in einer Vielfalt von Perspektiven manifestieren können.

Ausgehend von diesen Punkten werde ich einen komplementären Begriff der Hermeneutik vorschlagen, und zwar den einer widerstehenden. Ich bin der Meinung, dass die Bezugnahme auf Kants Kategorien den Gegebenheitsprozess besser erklären kann. Eine Kant'sche Übersetzung der Gegebenheitsphänomenologie kann nämlich die Reduktion auf Gegebenheit in ihren methodischen

²Kategorien werden bei Kant als Grundbegriffe der Erfahrung verstanden, welche als Ausdrücke der Einheit des Urteilens alle Bereiche der Erkenntnis normieren. Sättigung bezeichnet bei Marion die Erfahrung einer übermäßigen Anschauung, welche diese Grundbegriffe aufheben.

³Eine genauere Beschreibung folgt im Kapitel „Marions Auslegung von Kant“.

Schritten erklären sowie die genaue Rolle des Subjekts im Falle einer Sättigung beschreiben. *Von diesem Hintergrund her werde ich die These aufstellen, dass Gegebenheit nur reduktiv zu erreichen ist und dass diese reduktive Methode Kantisch als ein gescheiterter begrifflicher Widerstand gegenüber dem Gegebenen beschrieben werden kann, d. i. als Scheitern, das Gegebene unter Begriffen bzw. Kategorien zu bestimmen.* Dieses Scheitern zeigt nämlich das Gegebene als gegeben – da keine anderen Prädikate ihm zugeschrieben werden können – sowie den kognitiven Zustand des Subjektes während der Entfaltung der Gegebenheit auf. Dabei entwickle ich eine eigene Kant-Lektüre und Auslegung der Sättigung, welche Weiterentwicklungsmöglichkeiten der Phänomenologie Marions und der transzendentalen Philosophie Kants zeigen soll.

Ich möchte nämlich die transzendente Philosophie als Fallstudie für übermäßige Phänomene untersuchen, inspiriert von Marions Privilegierung der Gegebenheit. Es wird sich allerdings erweisen, dass ich weder bei Marion noch bei Kant bleibe, sondern inspiriert von beiden für einen eigenen Ansatz der Subjektivität argumentiere, wobei das Subjekt als dynamische Instanz bezeichnet wird, welche sowohl eine transzendente als auch eine affektiv-ästhetische (übermäßige) Erfahrung verträgt, ohne der Gefahr eines Konstruktivismus zu erliegen und Phänomene als Produkte unseres Vorstellungsvermögens zu betrachten.

Diese Problemstellung und die anschließende Thesen werde ich in drei Teile folgenderweise untersuchen. Der erste und zweite Teil dieser Arbeit behandeln das interpretative Material, das notwendig für den Entwurf meines eigenen systematischen Ansatzes erforderlich ist. Der erste Teil bespricht und stellt nämlich Marions Gegebenheitsphänomenologie dar, während der zweite Teil eine ästhetisch-phänomenologische Auslegung von Kants Transzendentalphilosophie liefert. Der dritte Teil schlägt ausgehend von den ersten zwei Teilen erstens eine Lösung für Marions Subjektivitätsproblematik vor und erweitert diesen Lösungsvorschlag, um zweitens den Ansatz einer dynamischen Erfahrung zu entwickeln.⁴

⁴Jedes Teil ist mit einem Zwischenfazit vorgesehen, um der Leserschaft die Lektüre zu erleichtern. Jedes Teil wurde so geschrieben, dass es unabhängig von den anderen Teilen gelesen werden kann. Manche Kapiteln vom Teil I (Kap. 1, 2, 3.1. und 3.2.) und Teil II (Kap. 2.1., 2.2, 3.1., 3.2., 3.4, 4.1., 4.2., und 6.1.) sind nur dann erforderlich, wenn ein detailliertes Verständnis der hier untersuchten Problematik und ihrem Kontext gewünscht wird.

Teil I

Im ersten Kapitel werde ich Marions Kritik an der neuzeitlichen Metaphysik vorstellen anhand seiner Lesart Descartes' und Kants. In diesem Kapitel werde ich zeigen, dass Marions Auseinandersetzung mit Descartes und Kant die Zielsetzung seiner Phänomenologie bestimmt. Genauer ist Marion der Meinung, dass ausgehend von Descartes die Philosophie zur einer Subjektivitätsphilosophie geworden ist, wobei das Subjekt als letzter Grund der Erfahrung gilt und sich selbst als ein Selbstdenken konstituiert. Diese Subjektivitätsphilosophie wird von Marion Egologie genannt (Teil I, Abschn. 1.2). Ihm zufolge ist Kant der Hauptvertreter einer solchen Egologie, da die von ihm entwickelte transzendente Philosophie die Möglichkeit aller Phänomene abhängig von den subjektiven Vermögen des Gemüts mache. Die Überwindung der Kant'schen Philosophie wird daher zum Leitfaden der Entwicklung der Phänomenologie Marions (Teil I, Abschn. 1.3). Um dies zeigen zu können, muss ich die Phänomenologie Marions aber noch weiter auffächern.

Das zweite Kapitel wird Marions Positionierung zur Phänomenologie und seine Beziehung auf Husserl und Heidegger behandeln. Diese Situierung Marions in der Geschichte der Philosophie ist wichtig aus zwei Gründen: Sie zeigt erstens, wie Marion die Phänomenologie rezipiert und versteht. Dies liefert uns wichtige Einsichten in sein eigenes phänomenologisches Projekt. Am Ende dieser Sektion wird dabei ersichtlich, dass Marion sich von Husserl und Heidegger inspirieren lässt und seine Phänomenologie ausgehend von zwei Achsen gestaltet: die methodologische Achse basiert auf Husserl und identifiziert die Gegebenheitsphänomenologie mit einer reduktiven Philosophie; die phänomenale Achse basiert auf Heideggers Definition eines Phänomens als eines Sich-selbst-von-sich-selbst-Manifestierenden.

Im dritten Kapitel werde ich ausführen, wie Marion die deutsche Tradition der Phänomenologie im Sinne ihrer französischen Rezeption fortsetzt. Jean-Luc Marion ist einer der Hauptvertreter der neuen Generation von Phänomenologen in Frankreich, welche ausgehend von Grenzerfahrungen systematische Ansätze zur Beschreibung der Realität zu entwickeln versuchen (Gondek/Tengelyi, 2011). Die Analyse von Grenzerfahrungen dient ihm dazu, einen phänomenologischen Ansatz zu entwickeln, in welchem Phänomene uneingeschränkt von begrifflichen Bestimmungen erscheinen können.⁵ Eine solche uneingeschränkte Manifestierung

⁵Dieser Fokus auf Grenzphänomene hat für Marion auch eine theologische Motivation: Er möchte nämlich die Möglichkeit eines immanenten Offenbarungsphänomens phänomenologisch begründen.

ist Marion zufolge nur dann möglich, wenn Phänomene von ihrem Erscheinen her, d. i. von ihrem Gegebenheitsprozess her verstanden werden. Gegebenheit ist Marion zufolge der universelle phänomenale Horizont. Eine Phänomenologie der Gegebenheit setzt aber voraus, dass ein Geben ohne andere begriffliche Bestimmungen möglich sein muss. In *Gegeben Sei* versucht Marion, diese Möglichkeit phänomenologisch zu begründen. Er fängt mit der Fundierung der Möglichkeit einer reinen Gabe – theologisch und ökonomisch verstanden – in eine Auseinandersetzung mit Derrida (1996) und Mauss (1984) an, welche als Anfangspunkt für die Möglichkeit einer phänomenologischen Kategorie des Gegebenen gesetzt wird. Das Gegebene und sein Erscheinen deutet er als ursprünglichen und allgemeinsten Horizont der Erfahrung. Dies versucht er durch den Begriff der Sättigung zu plausibilisieren. Dieser Versuch wird in Kapitel vier dieser Arbeit behandelt.

In diesem Kapitel (4) untersuche ich die Frage nach der Universalität der Gegebenheit. Die Frage ist nämlich, ob Gegebenheit alle Regionen der Phänomenalität durchläuft oder ob sie auf die Randzonen dieser begrenzt ist. Obwohl die in Kapitel drei behandelten Bestimmungszüge des Gegebenen das Potential der Universalität der Gegebenheit aufzeigen, muss dieses Potential entlang aller Regionen der Phänomenalität entfaltet werden. Dies impliziert, alle möglichen Phänomene unter dem Gesichtspunkt der Gegebenheit zu beschreiben und ihre Unterschiede in der Entfaltung der Gegebenheit in Stufengraden zu bestimmen. Diese Prüfung der universellen Reichweite begründet Marion mit der Möglichkeit, dass prinzipiell alle Phänomene – sogar intentionale oder Erkenntnisgegenstände wie auch alles Seiende – unter dem Aspekt der Gegebenheit bestimmt werden können. Methodisch entfaltet Marion diese Möglichkeit u. a. anhand von Kants Kategorien. Marion zeigt nämlich, dass Kants Kategorien nicht alle Bereiche der Erfahrung abdecken können: Im Falle einer übermäßigen Anschauung hält er die Kategorien für nicht imstande, das Phänomen zu bestimmen. Diese Art von Phänomenen (gesättigte Phänomene) können gemäß Marion nur als gegebene beschrieben werden, da sie sich einer endgültigen Bestimmung zwar entziehen, aber trotzdem der Erfahrung gegeben sind. Die gesättigten Phänomene funktionieren hier aber als methodischer Ausgangspunkt für eine allgemeine Beschreibung der Erfahrung gemäß Gegebenheit, nämlich, dass alle Phänomene als Gegebene beschrieben werden können. Das vierte Kapitel rekonstruiert also Marions Beschreibung einer übermäßigen Anschauung für alle Kant'schen Kategorien. Dabei werde ich genau darlegen, dass und wie Marions Bezugnahme auf Kant von wesentlicher Wichtigkeit ist.

Im fünften Kapitel stelle ich die Hauptarten von gesättigten Phänomenen dar. Im Anschluss daran zeichnet das darauffolgende Kapitel sechs Marions Verständnis von Subjektivität nach. Der Schwerpunkt in diesem Kapitel liegt bei der hermeneutischen Rolle des Subjektes. Ich beginne die Darstellung der Hermeneutik bei Marion mit einer Beschreibung des *invu*. Dieser Begriff fungiert in meiner Lesart als eine Zusammenfassung der Problematik, welche eine Phänomenologie der Gegebenheit motiviert. Der Begriff vom *invu* besagt nämlich, dass ein Phänomen immer eine unendlich reiche Breite an Deutungen bietet und dass diese aber wegen der eingeschränkten Vermögen des Subjektes nicht auf einmal erfasst werden können. Das *invu* ist aber stetig als Konflikt zwischen der Möglichkeit unendlicher Deutungen und der subjektiven Erfassung dieser Deutungen präsent. Dieser Konflikt soll Marion nach in einer unendlichen Hermeneutik aufbewahrt und dadurch sichtbar gemacht werden. Diese unendliche Hermeneutik weist also darauf hin, wie wichtig der Konflikt zwischen dem Gegebenen und dem Empfänger ist, *was ich in den späteren Sektionen als eine widerstehende Hermeneutik deuten möchte*. Ich glaube weiterhin, dass diese Art von Hermeneutik wesentlich ist, um das Subjekt als eine aktiv-passive Instanz zu verstehen. Diese Thematik schafft auch den Übergang zum zweiten Teil meiner Untersuchung, und zwar zur Behandlung der Kant'schen Philosophie.

Teil II

Der zweite Teil besteht aus sieben Kapiteln. Ich behandle in diesem Teil hauptsächlich die etablierten Interpretationen der transzendentalen Philosophie in der Kantforschung, ohne sie in Bezug auf Phänomenologie zu bringen. Ich hoffe, diese Herangehensweise kann eine neutrale Auslegung von Kant darstellen, welche als Material für das dritte Kapitel dienen soll. Erst im dritten Kapitel werde ich also Kant zusammen mit der Gegebenheitsphänomenologie betrachten.

Das erste Kapitel des zweiten Teils (II, Kap. 8) beschreibt das allgemeine Programm der transzendentalen Philosophie und ihre Rezeption in der Geschichte der Philosophie. Hierbei zeige ich, dass sich die Kant-Forschung in drei Hauptrichtungen teilt. Diese bestehen in einer konstruktivistischen, bei der die Erfahrung als ein Produkt von subjektiven Leistungen verstanden wird, in einer epistemischen, in der die erkennenden Vermögen und deren Mechanismus im Fokus stehen, und einer phänomenologischen, welche den Zugang zu den Phänomenen in den Mittelpunkt der Analyse stellt. Es wird schon im ersten Kapitel ersichtlich, dass ich eine phänomenologisch orientierte Lesart von Kant vertrete, welche kompatibel

mit einer epistemischen Lesart ist, aber gegen eine konstruktivistische Auslegung von Kants System argumentiert.

Im zweiten Kapitel (II, Kap. 9) untersuche ich Kants *Transzendente Ästhetik* und die Formen der Sinnlichkeit. Hier werde ich zum einen hervorheben, dass Kant die Sinnlichkeit unter dem Aspekt der Empfänglichkeit versteht. Zum anderen werde ich auf die notwendige Beziehung der Sinnlichkeit auf die synthetische Leistung der Einbildungskraft und des Verstandes hinweisen, wodurch erst eine vollkommene formelle Bestimmung der Sinnlichkeit möglich ist. Nichtsdestotrotz werde ich – vor allem mit Fiona Hughes (2007) und Lucy Allais (2015) – dafür argumentieren, dass der notwendige Bezug der Sinnlichkeit auf die Einbildungskraft und den Verstand nicht dazu führt, dass Erscheinungen lediglich ein Produkt von mentalen Akten sind.

Die Aktivität und Rolle des Verstandes werden zunächst im dritten Kapitel (II, Kap. 10) als Untersuchung des Urteilens dargestellt. Diese Untersuchung führt dann zu einem der wichtigsten Kapitel dieses Teils der Arbeit, dem Kapitel über Kants Kategorien und ihre Deduktion aus der Form des Urteilens als verbindende Aktivität (II, Kap. 11). Ich werde die Kategorien und ihre Deduktion zunächst anhand von D. Henrichs (1976) Auslegung darstellen, da er der Hauptvertreter einer Lesart ist, welche für die ausnahmslose Gültigkeit und Herrschaft der Kategorien über alle möglichen Erscheinungen argumentiert. Ich fange mit dieser Lesart an, da sie zu einer konstruktivistischen Auslegung führen kann und weil sie meiner Meinung nach auch Marions Lesart ist. Zusätzlich werde ich darstellen, wie stark Henrichs Analyse rezipiert worden ist. Dem folgt eine Beschreibung alternativer Interpretationsansätze, welche die strenge Gültigkeit der Kategorien relativieren und Raum für nichtbegriffliche Erscheinungen machen. *Diese Alternativen sollen zeigen, dass Kants Philosophie inhärente Mechanismen hat, um eine Erfahrung des Übermaßes beschreiben zu können, welche keine strenge begriffliche Bestimmung erfordern, sondern auf reflektierenden Akten basieren.*

Dies werde ich im fünften Kapitel (II, Kap. 12) fortsetzen, wo ich die Rolle der Einbildungskraft und der Zeitbestimmungen in der Anwendung der Kategorien anhand Kants sogenannten Schemata, d. i., Regeln der Anwendung, untersuche.

Im sechsten Kapitel (II, Kap. 13) wende ich meine Aufmerksamkeit dem Kant'schen Subjekt zu. Dieses Kapitel bringt die Untersuchung der Kategorien gemäß Henrichs Interpretation mit der Problematik der Egologie in Verbindung. Ich werde nämlich ausführen, dass das Kantsche Subjekt sich als ein Selbstdenken identifiziert und konstituiert, wenn wir die Erfahrung als eine in der allgemeinen Gültigkeit der Kategorien gründende verstehen. Wie aber Henrich selbst darlegt, ist ein solches Verständnis von Subjektivität zirkulär, weil sich das Subjekt hier selbst gründen muss. Diese Zirkularität zeigt für Henrich die

Notwendigkeit auf, eine präreflexive Alternative zur Egologie zu finden, welche aber ihm zufolge erst bei Fichte zu finden ist (Henrich, 1967). Die letzten Sektionen des sechsten Kapitels untersuchen mögliche präreflexive Ansätze der Subjektivität in Kants Philosophie. Ich werde hier anhand der Alternativen zum Kategorienverständnis von Kapitel vier vorschlagen, dass Kant selbst einen präreflexiven und ästhetisch fundierten Selbstbezug des Subjektes in seinen späteren Werken entwickelt, welcher als ein basales Selbstbewusstsein für das reflexive Selbstbewusstsein fungiert.

Diese Dynamisierung der Subjektivitätslehre Kants eröffnet den Weg zu nicht-begrifflichen Phänomenen, welche ich im siebten und achten Kapitel behandle (II, Kap. 14, 15). Während sich das siebte Kapitel auf ästhetische und reflektierende Urteile fokussiert, bespricht das Kapitel acht die Anwendung dieser Urteile auf übermäßige Anschauungen. Somit werde ich im letzten Kapitel des zweiten Teils dieser Arbeit den Begriff des Erhabenen und der Verwunderung Kants exponieren. Diese Begriffe sollen das Potenzial aufzeigen, mit Kant übermäßige Anschauungen und die Stellungnahme des Subjektes dazu denken zu können, ohne diese übermäßigen Anschauungen als Produkte einer synthetischen Leistung des Subjektes verstehen zu müssen. Diesem Potenzial gehe ich danach im dritten Teil dieser Arbeit nach und stelle es als meinen eigentlichen systematischen Vorschlag vor.

Teil III

Der dritte Teil ist in zwei Unterteile strukturiert. Der erste Unterteil (Kap. 17–23) versucht eine Kant'sche Rekonstruktion der Marion'schen Phänomenologie, um die internen Spannungen der Hermeneutik-Problematik bei Marion zu lösen. Dabei werden die Potenziale der Kant'schen Philosophie hervorgehoben, eine kritische Erfahrung des Übermaßes beschreiben zu können. Der zweite Unterteil wird dann dieses Potenzial auffächern und eine kantisch inspirierte Darstellung der Gegebenheit anhand des Verwunderungs- und Weltbegriffes liefern.

Dieser dritte Teil wird zunächst (Kap. 17 und 18) die Sättigung der Kategorien Kants in Verbindung mit der Aufhebung der reflexiven Ich-Identität (Egologie) bringen (geleitet von Henrichs Theorie des reflexiven Selbstbewusstseins). Ich werde zeigen, dass der innere Mechanismus dieser Aufhebung in einem subjektiven kognitiven Widerstand gegenüber der übermäßigen Anschauung besteht. Dieser Widerstand wird mit dem gescheiterten Versuch bezeichnet, die Anschauung zu begreifen. Das Scheitern führt dann wiederum zur Manifestierung der

übermäßigen Anschauung als Gegen-Erfahrung, d. i. als etwas, das sich als Opposition zur begrifflichen Konstituierung bzw. Bestimmung manifestiert. Genauer erscheint das Gegebene als das, was sich nicht gemäß den objektiven Strukturen des Gemüts erfassen lässt und weist dabei auf das, was selbst nicht Beitrag der subjektiven Leistungen im Phänomen ist (Kap. 19).⁶

Der subjektive Widerstand fungiert als vorübergehende Aktivität des Subjektes, welche zu wiederholenden Akten der Auseinandersetzung mit der übermäßigen Anschauung führt, was wiederum die Reichhaltigkeit der Anschauung sichtbar macht. Dabei werde ich zeigen, dass eine übermäßige Anschauung das Subjekt nicht völlig aufhebt, sondern dieses nur dazu auffordert, das Phänomen aus mehreren Perspektiven zu betrachten und dabei die phänomenale Reichhaltigkeit der Erscheinungen anzuerkennen (Kap. 20).

Diese Beschreibung der Gegebenheitserfahrung wird dann anhand der Gabe-Debatte geprüft (Kap. 21). Dabei wird gezeigt, dass eine Kant'sche Herangehensweise erklären kann, wie der Geber, der Empfänger sowie die Gabe durch die Sättigung der Kategorien außer Gefecht gebracht werden können, um eine uneingeschränkte Erscheinung der Gegebenheit zu erlauben.

Ich werde weiter (Kap. 22, mit Ameriks (1997), Sturma (1985), Kaulbach (1981), Zobrist (2011), Klemme (1996) u. a.) zeigen, dass dieser Shift in der Einstellung des Subjektes nur dann möglich ist, wenn sich das Subjekt seiner selbst primär nicht reflexiv bewusst wird, sondern im Selbstgefühl, welches als basaler Selbstbezug des Subjektes fungiert. Dieses Verständnis des Subjektes basiert auf Kants Überlegungen zum Selbstgefühl aus der *Anthropologie*.

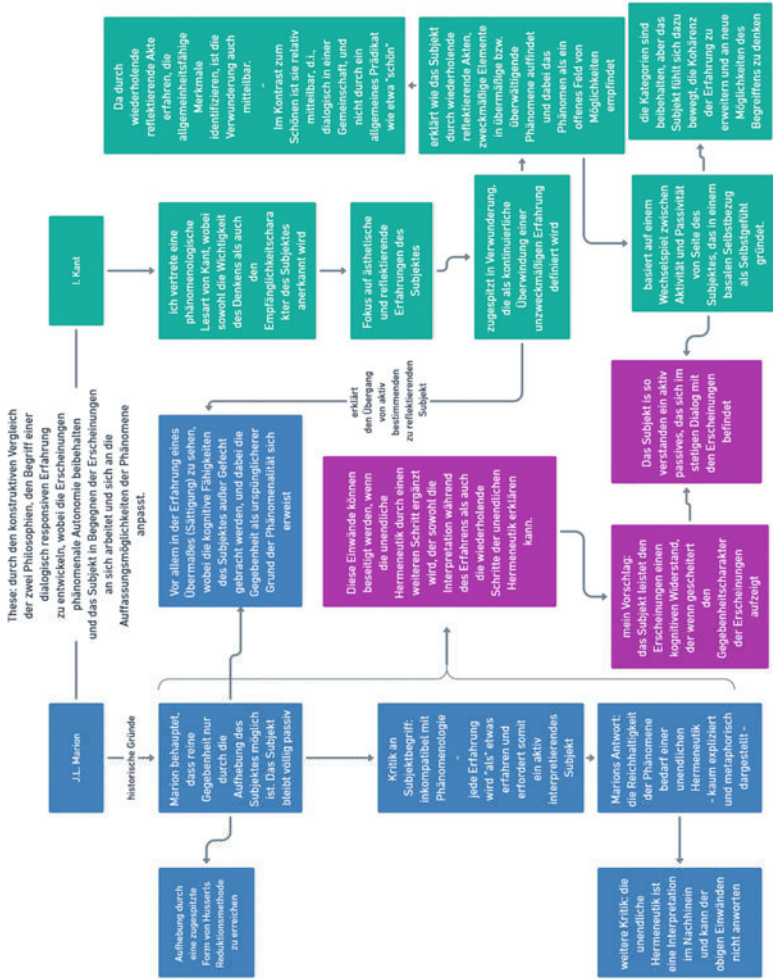
Kapitel 23 wird ferner zeigen, dass die Sättigung der Kategorien nicht nur die Objektskonstitution hindert, sondern auch eine zweckmäßige Erfahrung der Welt. Hier grenze ich mich von Marion ab, indem ich mit Kant der Meinung bin, dass eine rein unzweckmäßige Welt undenkbar sei. Daher wird Kapitel 23 als Übergang zu meiner Analyse der Verwunderung bei Kant fungieren (Kap. 24), wo ich die zweckmäßige Erfahrung der Gegebenheit aufzeigen möchte.

⁶Parallelen zu einer solchen Auffassung können auch bei Fichte in seiner Spätphilosophie gefunden werden: „[Die Bestimmung des Gefühls] erscheint insofern für jene Rolle besonders geeignet, als sie eine Erfahrungsweise bezeichnet, die (1) – anders als etwa ein urteilendes und über Repräsentation vermitteltes Wissen – gleichfalls keinen Gegenstand objektiviert oder von außen betrachtet, was ja in Beziehung auf das Thema der Grenzbetrachtung gar nicht möglich wäre. Sie steht darüber hinaus jedoch (2) für eine Aktivität, die sich wohl in mir, aber nicht durch mich, sofern ich willkürlich handelnder Akteur bin, vollzieht und die daher als Anzeige für etwas, das mich umgreift und bindet, fungieren kann. [...] So gewinnt Fichte die bisher in ihrem Charakter sowie in dem Grund für ihre Verwendung so dunkel gebliebene Gewißheit dadurch, daß er in jene Struktur wissender Spontaneität die Momente des Gefühls zu integrieren sucht.“ (Schlösser, 2001, s. 27–8).

In der Verwunderung erfährt das Subjekt das Übermaß als eine Unlust bzw. als Gefühl der Unzweckmäßigkeit, welches das Subjekt dazu auffordert, das Übermaß in kontinuierlichen reflexiven Akten zu betrachten, welche zu einer lustvollen (zweckmäßigen) Erfahrung dessen führen, ohne dabei Erkenntnis hervorzubringen. Diese Dynamik zeigt, dass das Subjekt eine übermäßige Anschauung affektiv und ästhetisch erleben kann und dass es während der Entfaltung solcher Erfahrungen reflexiv (aber nicht bestimmend) aktiv ist. Diese zweifache Erfahrung der übermäßigen Anschauung (im Gefühl und Reflexion) bewahrt ihren Gegebenheitscharakter sowie ihre Zweckmäßigkeit, d. i., sie in einer kontinuierlichen Erfahrung denken zu können, auf. Diese Möglichkeit wird weiterhin (Kap. 25–26) als der Konflikt zwischen der Auffassung einer Anschauung und ihrer Zusammenfassung im Weltphänomen veranschaulicht. Ich werde genauer zeigen, dass die Welt als offenes Feld von phänomenalen Möglichkeiten erfahren wird, ohne in eine unzweckmäßige Erfahrung zu münden.

Ich bin der Meinung, dass dieser Ansatz die Spannungen der Phänomenologie Marions lösen kann, indem er die Möglichkeit der Erfahrung und der Auslegung des Gegebenen als Gegebenes (gegen Greisch (1991), Grondin (1999), Kearney (2004) und Zarader (2003)) während der Entfaltung dieser Erfahrung (gegen Mackinley (2004)) erklären kann, wobei sich sowohl das Subjekt als Empfänger als auch das Gegebene als Gegenerfahrung (gegen Puntel (2013)) manifestieren.

Die folgende Figur soll als Landkarte für die Hauptargumente der Arbeit sowie für meine eigene Situierung in der philosophischen Debatte dienen.



sowohl Marion als auch Kant werden hier eher als Inspirationsquellen bzw. Stützbücher für meinen eigenen Ansatz verwendet

Inhaltsverzeichnis

Teil I Jean-Luc Marion

1	Marion und die metaphysische Tradition	3
1.1	Kurze Darstellung der Ontotheologie bei Heidegger	3
1.2	Darstellung der Ontotheologie in Marions Untersuchungen zu Descartes	6
1.2.1	Die ontotheologischen Merkmale der Philosophie Descartes'	7
1.2.2	Das Cartesische Subjekt	9
1.3	Marions Auslegung von Kant	11
2	Marion und die phänomenologische Tradition	19
2.1	Gegebenheit bei Husserl	20
2.1.1	Die Reduktion und die Möglichkeit nicht-anschaulicher Phänomene	20
2.1.2	Evidenz	26
2.2	Gegebenheit bei Heidegger	29
3	Eine Phänomenologie der reinen Gegebenheit	35
3.1	Die Notwendigkeit einer neuen Reduktion	37
3.2	Die immanente Gabe	42
3.3	Bestimmungen des Gegebenen	49
3.3.1	Die Anamorphose	50
3.3.2	Das Eintreffen	51
3.3.3	Das <i>fait accompli</i>	56
3.3.4	Der Vorfall	59
3.3.5	Das Ereignis	62

4	Das gesättigte Phänomen	69
4.1	Das Gegebene gegen das Ich	71
4.2	Das Gegebene gegen Kants Kategorien	77
4.2.1	Quantität	79
4.2.2	Qualität	83
4.2.3	Relation	85
4.2.4	Modalität	90
4.3	Der Aufbau des saturierten Phänomens	97
5	Gesättigte Phänomene	101
5.1	Das Ereignis	101
5.2	Das Gemälde	103
5.3	Leib	107
5.4	Die Ikone	108
6	L'invu, die Hermeneutik und das Subjekt	113
6.1	L'invu	114
6.2	Das Subjekt als adonné	117
6.3	Subjekt und Gegebenes als Falten des Gebens	127
7	Zwischenfazit	135
 Teil II Immanuel Kant		
8	Einführung zum transzendentalen Idealismus	141
9	Sinnlichkeit	147
9.1	Der Raum	148
9.2	Die Zeit	153
9.3	Empfänglichkeit	155
10	Urteilstafel und Übergang zu Kategorien	159
10.1	Urteil überhaupt	159
10.2	Synthetische und analytische Urteile	163
10.3	Urteilstafel	169
10.4	Vollständigkeit der Urteilstafel	173
10.5	Übergang	180
11	Die Kategorien in der Transzendentalen Deduktion	189
11.1	Rekonstruktion des kantschen Textes (A- und B-Auflage)	189
11.2	Die Deduktion in der Diskussion – Henrich und das Primat der Objektivität	193

11.3	Allison und der epistemologische Ansatz	195
11.4	Longuenesse und die Einheit der Erfahrung (Bottom-up)	201
11.5	Dynamische Erfahrung	208
12	Schematismus	215
12.1	Grundsätze der Erfahrung	221
12.2	Postulate des empirischen Denkens	226
13	Das Kantische Subjekt: Zwischen Reflexion und Faktizität	231
13.1	Das vorkritische Verständnis der Subjektivität bei Kant	232
13.2	Das Subjekt der Kritik	235
13.2.1	Die transzendente Deduktion	235
13.2.2	Paralogismen	238
13.2.3	Das sich selbst denkende Ich	246
13.2.4	Das prä-reflexive Subjekt	247
13.3	Das späte Subjekt Kants: die Anthropologie	249
14	Die Möglichkeit einer nicht-begrifflichen Erfahrung bei Kant? ...	253
14.1	Nicht-begrifflicher Inhalt	253
14.2	Reflektierende und ästhetische Urteile	259
14.3	Ästhetische Urteile	261
15	Das Denken des Übermaßes bei Kant	273
15.1	Das Erhabene und die ästhetische Idee	273
15.2	Die Verwunderung	277
15.2.1	Definition und Begriffserklärung	277
15.2.2	Das Angenehme und Unangenehme	280
15.2.3	Unlust, Lust, Verwunderung	284
16	Zwischenfazit	289
 Teil III Kant vs. Marion: Kategorien vs. Sättigung		
17	Objektivität und Phänomenalität	295
18	Kategorien, Übermaß und das Subjekt	299
19	Widerstehende Hermeneutik	303
20	Unendliche Hermeneutik	307
21	Drei Reduktionen auf Gegebenheit	315
22	Zwischenfazit des historischen Teils	319

23 (Gegen)Architektur	323
24 Dynamische Erfahrung	327
24.1 Inbegriff	330
24.2 Möglichkeitshorizont in Verwunderung	332
25 Dynamische Subjektivität	337
26 Zurück zu den Kategorien	341
Schluss	347
Literaturverzeichnis	351

Teil I
Jean-Luc Marion



Marion und die metaphysische Tradition

1

Marions Entwicklung einer Phänomenologie der Gegebenheit steht in engem Zusammenhang mit seinem Verständnis der Geschichte der Metaphysik (Gschwandtner, 2007). Dieses Kapitel wird diese Entwicklung rekonstruieren und die wesentlichen Aspekte hervorheben, welche die phänomenologische Sicht Marions beeinflusst haben. Seine Interpretation der Metaphysik ist vor allem anhand von Heideggers Ontotheologie her zu verstehen sowie von dem Interesse Alternativen zu dieser Ontotheologie zu finden.

1.1 Kurze Darstellung der Ontotheologie bei Heidegger

Heidegger verbindet Metaphysik mit einem bestimmten Typ von Nihilismus, den er mittels seines Technik- und Wahrheitsbegriffs erklärt, welche selbst in Ansehung von Heideggers Seinsverstehen gestaltet werden. Harman (2011) zufolge lässt sich Heideggers Kritik der Metaphysik am Konflikt zwischen Vorhandenheit und Zuhandenheit ablesen. Die Vorhandenheit ist ihm zufolge ein theoretischer Umgang mit den Dingen der Welt, wobei diese auf ihre begriffliche bzw. allgemeine Eigenschaften reduziert werden. Diese Herangehensweise verbirgt aber eine naive und ursprüngliche Zuhandenheit der Dinge, welche eine vorbegriffliche Bewandnis mit den Dingen der Welt bezeichnet, wobei erst eine theoretische bzw. intentionale Beziehung zu Objekten möglich wird. Die Metaphysik habe bisher gemäß Heidegger bloß die Vorhandenheit der Dinge thematisiert, während ihre Zuhandenheit ignoriert oder als derivative Erfahrung beschrieben wurde. Dieser Konflikt lässt sich wie erwähnt am Heideggers Technik- und Wahrheitsbegriff ablesen.

Durch die Technik wird ihm zufolge das Sein bzw. die Wahrheit auf Vorstellbarkeit reduziert. Die Technik zwingt nämlich die Natur, sich selbst als vorhanden

im Kontext eines Vorrats von vorhandenen Objekten bzw. Kräften zu zeigen, was Heidegger „Gestell“ nennt. Dieses Merkmal lässt sich laut ihm bis in die Antike zurückverfolgen, und zwar genauer bis zu Platon und Aristoteles.

In *Platons Lehre von der Wahrheit* beschreibt Heidegger (1997) die platonische Auffassung von der Wahrheit als *aletheia*. Platon behauptet laut Heidegger, dass die Wahrheit eine Entbergung von Verborgenenem sei. Dies leitet Heidegger aus der Etymologie des Wortes *a-letheia* ab, und zwar übersetzt er es mit „*Entbergen*“ bzw. „*Un-verbergen*“. Heidegger behauptet aber weiterhin, dass Platon von diesem Gedanken abweiche, indem er die *aletheia* dem *eidos* unterwerfe, nämlich demjenigen, was erscheinen kann bzw. vorstellbar ist. Dementsprechend werde das Problem der Wahrheit von Platon in den Bereich der *ortotes* übertragen, d. i. in den Bereich der Richtigkeit der Vorstellbarkeit. Auf diese Weise werde das Verborgene beiseitegelassen und die Wahrheit als bloße Aussagen- bzw. Adäquationswahrheit verstanden. Da für Heidegger das Verborgene als Ausdruck vom Sein zu verstehen ist, wird die Geschichte der Metaphysik durch das Versäumen des Verborgenen zur Seinsvergessenheit. Dieser Gedanke wird auch in *Sein und Zeit* vertreten, wo Heidegger zwischen drei Ebenen von Wahrheit unterscheidet. Hier behauptet er nämlich, dass die oben erwähnte Aussagenwahrheit (Vorhandenheit) nur kraft einer ursprünglicheren Auffassung der Wahrheit erschlossen werden kann, welche selbst vom Objekt her zu verstehen sei. Diese ursprünglichere zweite Art von Wahrheit nennt Heidegger daher eine Dingwahrheit, wobei im und vom Ding selbst die Wahrheit entborgen wird. Diese Wahrheitsebene entspricht dem Heidegger'schen Begriff von Zuhandenheit. Die Dingwahrheit wird aber weiterhin in einer noch ursprünglicheren Art von Wahrheit begründet, die die Seinsweise der Dinge und daher auch ihre Wahrheitsweise bestimmen. Die Dingwahrheit lässt sich Heidegger nach nur aus dem Sein und aus dem Daseins Seinsverstehen erschließen:

„Wahrsein gilt demnach primär vom Dasein als erschließenden und entbergenden, sekundär vom Seienden, das derart erschlossen und entborgen wird, und tertiär von den aufgrund einer Adäquation des Verstandes an das entborgene Ding aufgestellten Aussagen über dieses.“ (Brachtendorf, 2011, s. 109).

Das Dasein selbst aber tendiert dazu, den Dingen in ihrer Vorhandenheit zu begegnen und dabei sie gemäß der Aussagenwahrheit zu verstehen. Das Dasein tendiert daher dazu, die Dinge habituell zu verbergen. Diese Tendenz zeigt Heidegger in seinen historischen Untersuchungen zur Metaphysik als Ontotheologie. Daher möchte ich weiter seine Analyse von Platon und Aristoteles darstellen.

Obwohl die Wahrheitsauffassung von Platon noch nicht als Ontotheologie verstanden werde, bestimmt Heidegger mittels Platons Lehre eine erste Einschränkung der Philosophie, nämlich die Philosophie als Egologie, wobei das Subjekt zum Grund der Erfahrung werde, da die Art und Weise, wie das Subjekt sich zum oben genannten *eidos* verhält, die Richtigkeit der Vorstellbarkeit bestimmt. Diese Egologie wird gemäß Heidegger im Fortgang von der ganzen Philosophie angenommen und findet ihr Gipfeln bei Kant, wobei die Wahrheit auf die Bedingungen möglicher Erfahrung reduziert wird. Dadurch wird Wahrheit von der Selbstgewissheit des Subjektes abhängig, so Heidegger. Schon hier ist die Wirkung Heideggers auf Marion zu spüren, da Marion Kant ebenfalls als Hauptvertreter der subjektiven Metaphysik bzw. Subjektivismus versteht.¹

Die Egologie ist für Heidegger auch in Aristoteles' Philosophie zu spüren. Bei diesem entdeckt Heidegger aber zusätzlich ein weiteres Merkmal der Metaphysik. Dabei handelt es sich um die Ontotheologie.

In seiner Untersuchung der vier aristotelischen Tugenden (*techne, aletheia, episteme und phronesis*) behauptet Heidegger, dass Aristoteles die *techne* für das Wichtigste gehalten habe, da diese das Werden bzw. das Hervorbringen der Dinge selbst sei. Auf diese Weise werde die *aletheia* auf *techne* reduziert, die eigentlich aber nur eine Wahrheitsweise der *aletheia* sei. Dies führe auch zur Reduzierung der Wahrheit auf *eidos*: Die Dinge seien nur in ihren Erscheinungen untersucht, da diese bestimmte, ob sie geeignet für den praktischen Umgang mit ihnen sind. An dieser Stelle beginnt für Heidegger die eigentliche Geschichte der Metaphysik, die sich besonders in der Entwicklung des Satzes vom zureichenden Grund abzeichne. Diese Assoziierung der Metaphysik mit der Technik führt ihm zufolge zu einer Reduzierung der Welt auf Vorstellbarkeit und Vorhandenheit, d. i. ein wesentlich theoretischer Umgang mit Gegenständen. Das impliziert für ihn auch, dass das Sein auf Gott als ein vorstellbares Seiendes² reduziert werde.

Diese Reduzierung Gottes bestimme in Aristoteles' *Metaphysik* die Aufgaben der ersten Philosophie zweifach: „Metaphysik thematisiert Heidegger zufolge seit Aristoteles das Seiende als solches und im Ganzen, d. h. als Allgemeines und Höchstes. Damit hat sie die Aufgabe, das Sein des Seienden als alles Seiende begründenden Grund zu bestimmen“ (Thomä, 2013, s. 173). Dementsprechend frage Metaphysik sowohl nach den allgemeinen als auch nach den höchsten Bestimmungen des Seienden, die jene begründen. In Heideggers Lesart denkt Aristoteles' *Metaphysik* Ontologie und Theologie zusammen. Diese Verbindung

¹Darauf werde ich in einem späteren Kapitel im Detail eingehen.

²Bei Heidegger wird Seiende als das, was in der Welt als Ausdruck vom Sein existiert, verstanden.

von Theologie und Ontologie nahm Heidegger zufolge die ganze Metaphysik als Ontotheologie auf, wobei das Seiende in einem höheren Seienden gründe und dieses höchste Seiende als Grund seiner selbst fungiere. Durch dieses zirkuläre Verhältnis wird laut Heidegger der eigentliche Sinn der philosophischen Wahrheitsuche verfehlt, weil der Sinn des Seins hier auf ein Seiendes eingeschränkt werde, obwohl das Sein selbst kein Seiendes sei.³

1.2 Darstellung der Ontotheologie in Marions Untersuchungen zu Descartes

Diese Kritik Heideggers an der Metaphysik als Ontotheologie übernimmt Marion und untersucht sie weiter in Descartes' Werken. Marion zufolge lässt sich Descartes' Philosophie erstens dem ontotheologischen Denken zuordnen, weil das Subjekt hier das *Seiende* gründe und selbst im Sein gegründet sei. Zweitens sei seine Philosophie Ontotheologie, weil er den Begriff der *causa sui* benutzt. Im weiteren Verlauf dieses Kapitels stelle ich Marions Kritik an Descartes skizzenhaft dar. Aus dieser kurzen Zusammenfassung wird sich erweisen, dass Marion die Egoologie, d. i. die Begründung der Erfahrung in der Evidenz der Subjektivität, als eine Einschränkung der Phänomenalität versteht. Seine Phänomenologie der Gegebenheit ist von diesem Gedanken geprägt, was sich darin erweist, dass Marion in seinem phänomenologischen Anliegen die Manifestierungsautonomie der Phänomene aufzeigen möchte. Dafür beschreibt er das Subjekt einer Phänomenologie der Gegebenheit als passiv. Dies führt allerdings zu einem internen Konflikt zwischen der Gegebenheit und einer möglichen Hermeneutik, wie in der Einleitung gezeigt wurde. Daher ist von höchster Relevanz zu verstehen, was Marions Verständnis von Subjektivität prägt und wie dieses sich entwickelt hat. Ich versuche dieses anhand seiner Descartes-Untersuchungen zu erhellen. Weiterhin stelle ich später dar, dass uns Kant eine Kontrastfolie zu diesem Verständnis von Subjektivität liefert und damit auch eine Lösung zum oben genannten internen Konflikt in der Phänomenologie Marions, obwohl Marion selbst Kant als einen Cartesianer versteht.

³Dies ist wie schon angedeutet kein isolierter Fall in der Geschichte der Metaphysik, sondern eher der Regelfall. Ontotheologie oder zumindest die metaphysische Wahrheitsauffassung ist Heidegger zufolge sogar bei Anti-Metaphysikern wie Nietzsche zu finden (vgl. dazu Brachtendorf, 2011). Heideggers Auslegung der Metaphysik als Seinsvergessenheit und Ontotheologie wird auch in weiteren Schriften untersucht, die hier aus text-ökonomischen Gründen nicht thematisiert wurden. Vgl. dazu Heidegger (2018, 2015, 2014, 1969, u. a.).

1.2.1 Die ontotheologischen Merkmale der Philosophie Descartes'

In der *Ontologie grise* erläutert Marion (1981), dass Descartes eine metaphysische Wende durchgeführt habe. Die Metaphysik sei vor Descartes in drei unterschiedlichen Dimensionen als Wissenschaft verstanden worden (in Anlehnung an Thomas von Aquin (1929, 1988)): 1) als rationale Theologie; 2) als Metaphysik (die Untersuchung dessen, das die Natur überschreitet); 3) und als Weisheit und erste Philosophie. Bei Suarez (1861) finde sich dann eine Beschränkung der Metaphysik auf zwei Bedeutungen: 1) *metaphysica generalis* oder die Wissenschaft vom Seienden als Seiendem; 2) *metaphysica specialis* oder die Wissenschaft von Gott, Engeln und anderen höheren Wesen. Descartes grenzt sich von diesen Definitionen der Metaphysik ab und schränkt ihren Bereich weiter auf die immanente Erfahrung der Welt ein, so Marion. Descartes habe nämlich die Metaphysik neu definiert (unter dem Einfluss vom Mersenne, bei dem mathematische Sätze als reine apriorische Strukturen als Werkzeuge der *metaphysica specialis* galten), und zwar als die Wissenschaft der ersten Prinzipien der Begründung und Erkennbarkeit der Dinge (vgl. Gschwandtner, 2008, s. 14 ff).

Descartes kehre auf diese Weise die aristotelische Ontologie um: 1) Während der *habitus* bei Aristoteles in dem Wesen eines Dinges begründet und die Erkennbarkeit des Dinges von seinem Genus dessen abhängig sei, liege der *habitus* für Descartes im Denken des Subjekts und die Wissenschaften stammen aus diesem einheitlichen *habitus*. 2) Descartes ersetze den *nous* durch den *intuitus*, der die Dinge in ihrer Bestimmtheit und Allgemeingültigkeit wahrnimmt. Im Unterschied zum *nous* erkennt das *intuitus* nicht das, was vor ihm vorliegt, sondern löst das Erkennen aus. 3) Der *intuitus* ist also der Grund der Wissenschaft und die Bestimmtheit sowie die Gewissheit sind das Prinzip derselben, so Marion. Die Methode der Philosophie sei selbst weiterhin von dem *intuitus* bestimmt, deswegen sei sie allgemeingültig eben vor dem Erkenntnisakt, d. i. vor der Wahrnehmung eines Dinges und basierend allein auf der logischen Richtigkeit der Erkennbarkeit. Auf diese gegründet ist Wissenschaft für Descartes – so Marions Lesart – dazu befähigt, universelle Geltung zu erreichen: „Descartes revises the question of Being as the order and measure of beings which allows them to be known to consciousness“ (Gschwandtner, 2007, s. 16). 4) Die Ordnung als Grundzug der *mathesis universalis*: Die Welt werde vom *intuitus* geordnet, da sie nur auf diese Weise erkannt werden könne. Diese Ordnung strukturiere die Gegenstände in Serien, die kategorial bestimmt werden können. Die Welt wird hier also vom Denken geordnet und konstituiert. 5) Die Ordnung der Welt werde durch die Umformung der Empfindungen in *figurae* bezeichnet, die bestimmte, messbare

Vorstellungen bezeichnen. 6) Die Dinge seien auf einfache Naturen reduziert, die die vom *intuitus* abgeleiteten konstituierenden Teile eines Dinges sind. Sie seien aber nicht das Wesen eines Dinges, sondern das, was klar und deutlich erkennbar in einem Ding ist. Descartes bestimmt also in der Sicht Marions die Metaphysik als eine epistemologische Wissenschaft.

Auf diese Weise entwickle Descartes eine verborgene Ontologie, wodurch die Seienden im Bewusstsein gegründet sind und das Sein vergessen werde – an dieser Stelle ist Heideggers Einfluss markant sichtbar. Marion identifiziert vier Gründe dieser Ontologie: a) Das Gestalten der Welt nach Ordnung und Maß; b) die Begründung der Welt im Bewusstsein und nicht in der *ousia*; c) die Universalität der *mathesis*; d) das Vorhandensein der Dinge. Diese vier Punkte führen Marion zu der Schlussfolgerung, dass Descartes eine egologische Philosophie bzw. Subjektivitätsphilosophie entwickle, welche auf ontotheologischen Annahmen fußt: Ausgehend davon, dass der *intuitus* und später das *cogito* die Welt ordne, werde alles Seiende begründet. Darüber hinaus begründe sich das *cogito* selbst dadurch, dass es sich selbst denkt. An dieser Stelle identifiziert Marion eine Zirkularität der Descartes'schen Argumentation, welche der Heidegger'schen Kritik der Ontotheologie ähnelt. Für Descartes sei das *cogito* nämlich nicht hinreichend, um sowohl sich selbst als auch die Welt zu begründen. Deswegen behaupte Descartes in den *Meditationen*, dass Gott notwendig sei, um die Welt und das Cogito kausal zu begründen. Außerdem begründe sich Gott hier selbst als *causa sui*. Dementsprechend findet bei Descartes laut Marion eine doppelte Begründung der Welt statt: eine epistemologische (das *cogito*) und eine kausale (Gott). Diese zwei Begründungen sind aber beide metaphysisch zu verstehen, insofern Metaphysik als Ontotheologie bezeichnet wird:

„These two ways of defining metaphysics will significantly determine how Marion attempts to ‚overcome metaphysics‘ in his later projects, whether treating the subject of God or that of the gift“ (Gschwandtner, 2007, s. 27).

An diesen zwei Arten von Metaphysik lassen sich also mit Gschwandtner die Gründe der Überwindung der Metaphysik bei Marion ablesen: 1) Da Gott die Seienden begründe, stehe er in einem wechselseitigen Verhältnis zu diesen und deswegen werde er beschränkt. Durch das wechselseitige Verhältnis werde Gott sowohl als Grund des Seienden als auch als *causa sui* definiert. Durch diese Definition werde Gott ein Begriff zugeschrieben, der Gott beschränke. Dieser einschränkende Begriff Gottes ist das, was Marion ein Idol bzw. Idolatrie nennt. Die Überwindung der Idolatrie entspricht also bei Marion der Überwindung der Metaphysik. 2) Das ganze cartesische Begründungsprojekt ist inkohärent, da jede